

rechtigen Anteil an dem Wert des größten schweizerischen Dichters der Gegenwart. Man hat Sittler nicht mit Unrecht gelegentlich wohl als „Selvetias Dichter“ bezogen. Den Ehrentitel verdient er schon seines „Dignität in Frühlings“ wegen, seines mächtigen Hauptwerks, das ihn uns als den gedankenreichsten und tiefsten Dichter seines Landes schätzen läßt. Dieses von antiken Schönheits-Idealen durchdrungene, umfassende Epos ist der Gipfelpunkt eines Lebenswertes, mit dem der Dichter ein helteres Reich reiner Kunstschönheit begründet hat. Seine an Riech'sches „Jaraibustra“ gemahnende, aber vor diesen erschienenen Prosaikälte, „Prometheus und Epimetheus“, mit dessen völkischer Umarbeitung der Dichter zuerst beschäftigt ist, die prächtige Erzählung „Friedrich der Kolber“, die geistreichen „Literarischen Gleichnisse“, das „Johann“, „Gustav“, die eines Konrad Ferdinand Meyer nicht unwürdigen Balladen bilden zusammen mit dem „Dignität in Frühlings“ die herorstechendsten Leistungen im Kronenjahr dieses Dichters. Karl G. Lieder wurde am 24. April 1845 in Westal geboren, wirkte nach Volkierung seines juristischen und theologischen Studiums als Erzieher in Ausland und Lehrer in Bern, um dann von 1886 bis 1892 als Redakteur tätig zu sein. Selber lebt er als freier Schriftsteller in seiner wunderbaren Villa „An der Gaden“ in Zugern.

### Über die Schönheit.

Wir entnehmen die folgenden Stücke dem Buch „Märchen der Seele“ von Emil Alexander Rastner, das hier Tage im Erdgeist-Verlag, Leipzig erschienen ist.

#### Was Schönheit bedeutet.

Freiheit und Gesez sind zwei Schwestern. Ihnen muß ich die Dritte zugeleihen: die Schönheit. Oh, wunderbar, daß der Gedanke der Schönheit überhaupt geworden ist in einer solchen Welt! Freilich die Natur pröbzig ihn überflüssig. Konnte er ein anderer als ein Gedanke Gottes sein? Die Menschen schenken ihm mit nicht zögern zu haben, denn es gibt so viele, die ihn hassen. Und diese hassen mich, ganz wehrlos. Was mich aber immer getrieben hat, ist diese Wesen gegeni Melodien vernimmt und Fortbewegliche begeistert erhebt, der ich nicht ganz verloren in der Welt des Häßlichen und kann eigentlich lächeln zu allem in der Welt, was ihn erheitert. Wägen ist alle Menschen, was das Wort Harmonie oder Schönheit in sich schließt, auf einmal würden sie, diese Kämpfenden, erschüttert von dem Gesez, die sie antizipieren, die Waffen niederlegen und sich verziehen. Ja, wenn das möglich wäre! Aber die Schönheit ist ein Gesez, dessen Offenbarung nicht jedem zuteil wird, nicht einer ganzen Menschheit auf einmal. Sonst wäre ihnen die Wäglart der Gelübde, die Vergeltung des Alltags heiliger. Denn Schönheit, in ihrer Tiefe begriffen, ist Wohlstand, ist Güte und Stolz, Schönheit ist gesund und ist vornehm. Sie ist auch der Friede.

#### Was Harmonie ist.

Ein guten, reinen Tag im Berg, mit blühenden Fildern im Paar, der wie ein schönes nades Mädchen über die Wiese geht... als ich jung war, sah ich viel solcher Fildlinge... Die rosig-weiße Rumphe lächelt, den Kopf zur Seite geneigt, und freut aus garten, unerschöpflichen Händen Blüten längs eines Bachs, der nach an mir vorbeifließt. Auf einmal aber hebt sie das blondgeschmückte Haupt, schlägt die Wimper empor von den Augen, sie sah und doch ernst sind, und schaut in eine hohe Ferne über den Wälden — woher sie kam, ein große, ewig geheimnisvolle Ferne — woher wir alle vielleicht kommen, wenigstens die Wesen von uns.

Aber da ist noch ein anderer Klang, mild und gewaltig, wie die großen Könige der Borgel. Er tritt über's Gesez — groß, daß er die Wälden mitreißt — größer als Wohlstand und schöner — Unendlicher Jubel rauscht aus seinem Munde, um den der Bart wegt im Morgenwind. — Er ist die Begleide der steigenden Sonne, er ist die Wonne des Seins. In trauter Luft will er alles Schöne umfassen, so sind die Frauen, die keine wert? Er ist die Begleide, die nur das Schöne sieht, denn er ist selber schön. — Da schaut er die Rumphe, und sein gewaltiger Atem zieht die Jungblühende an seine nade Brust... Sie schauert — aber sie weiß: nur ihm kannst du dich vermählen. Und

in jenem Arm — nicht sie dast. Sie geht mit erloschenem Antlitz den Weg, den wir wohl alle gehen — wenigstens die Schönen und Guten unter uns.

### Literatur.

Reis, eine Erzählung für Kinder und Jolche, die Kinder lieb haben von Ilse Ranz, mit Bildern von Arpad Schmidhammer. (Nr. 124 der bel Schaffstein in Röh a. N. erscheinenden „Blauen Bändchen“).

In dieser Kindergeschichte erzählt die Verfasserin, wie das Pfälzliche Pastordochterchen Therese von seiner bedauerlichen Hüftgelenkausgelung geheilt wird. In einfacher, lustiger Weise werden die einzelnen Phasen der Heilung geschildert: Reiss körperliche und seelische Geduld, Aufenthalt in der Klinik, Gänge durch die Großstadt mit ihren Wundern, Übungen im Turnsaal, endliche Heilung als vollständig Geheilte und nun Geistesgästel unter der Kinderföhr. Die Charakteranlage der einzelnen Kinder hätte schärfer umrissen und das Ganze durch poetische Ausgestaltung über die Berichterstattung hinausgehoben werden können; doch sind Welt und Herz der Kleinen mit Verständnis und Liebe beobachtet und wiedergegeben, und auch der kindliche Humor kommt zu seinem Rechte. Die Verfasserin steht als Vertreterin der südlichen Kinderföhr in der Reihe Lehmann-Stiftung in Halle der Kinderwelt nahe, und ihre Erzählung wird sicher viele Leser unter unfern Lehrlingen finden. A. K.

Julius Das, Das Gewand zur Politik. Ditzschel u. Co. Verlag Berlin W. 15.

Politische Bekenntnisse von Schriftstellern, die sich früher wesentlich auf ästhetischem Gebiet hervorgetan haben, scheinen in dieser Zeit nichts Seltenes zu sein. Über dieser Schein trägt, denn in den meisten Fällen handelt es sich um eckstatische Konfessionen und utopische Entwürfe, die den ästhetischen Charakter doch nicht verlieren. Im Gegensatz dazu haben wir hier ein wahrhaft politisches Buch, das in den Publikationen der Zeit eine durchaus richtige Stellung einnehmen dürfte durch die Besonnenheit, Sachlichkeit, Sorgfalt und das Verantwortungsgefühl, mit dem hier eine Stellungnahme zu den großen politischen Problemen der Gegenwart erarbeitet wird. Daß der Verfasser zum Ausgang für seine Unternehmung über Sozialismus, Internationalismus, Demokratie, Monarchie und deutsche Volkspolitik regelmäßig Erörterungen der besonderen Lebensphäre von Literatur und Theater nimmt, die er seit langem mit autoritativer Bedeutung begerichtet, das gibt seinen Ausführungen eine sachliche Zuverlässigkeit und einen formalen Reiz, der das Buch weit über die allgemeine politische Phantasie der Literatur von heute erhebt. Den Unterlegungen der großen Gegenwartprobleme sind eine Reihe von Aufsätzen vorangeht, die bis in den Anfang des Jahrhunderts zurückreichen und die nicht nur Schritt für Schritt nachweisen, wie der Verfasser sich den politischen Dingen genähert, sie sich organisch einbelebt hat; die Reize dieser Aufsätze ist zugleich ein bedeutsames und ergreifendes Dokument dafür, wie die politische Katastrophe, das Gefühl einer immer unentraglicher werdenden sozialen Spannung in Deutschland seit langem im Werden war, sich dem Gefühl aller Einsichtigen immer drohender aufbrachte.

Der Weg nach Dingha. Von Auguste Supper.

Kleine Erzählungen, meist von „kleinen Leuten“ handelnd, von Bauern und Arbeitern, von ländlichen Pfarrern und ihren Seelsorgerkindern, von Ältern und Aranten — das ist es, was wir dem Stoff nach in diesem neuen Geschichtsbuch der schwäbischen Dichterin, wie in so manchen ihrer früheren finden. Was sie in den Stoff hineinlegt, was sie aus dem von ihr mit so viel Liebe und so starkem künstlerischem Ernst beobachteten Kleinleben herauszieht, das gibt diesen anscheinend so einfachen Geschichten einen inneren Gehalt, eine persönliche Tiefe, wie wir sie bei gar manchen viel anspruchsvolleren Schriftstellern vergeblich suchen würden.

Was mir die Großstadt für Märchen erzählt. Von Paul Richter. Settin, Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4970 u. 5690.

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 258 Dienstag, den 16. November 1920 1920

## Der Alp von Zerled.

Roman von Kurt Mariens.

(16 Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Was dachte sich da an? Wo wollte das hinaus? Da ich der einzige Mensch war, der sowohl auf Robert als auch auf Dia vollständig einen Einfluß besaß, jedenfalls aber von ihnen bis zu einem gewissen Grad ins Vertrauen gezogen war, sah ich es als meine Pflicht an, alles aufzubieten, um sie zur Besinnung zu bringen. Borez indes konnte ich nichts anderes tun, als das Ruwert wieder sorgfältig unter dem Schnee zu verbergen, auf die Gefahr hin, daß plötzlich Lawetter es von neuem ans Licht brachte und irgendeinem Anberufenen in die Hände lieierte.

Das es klüger gewesen wäre, das Billett dem Adressaten oder dem Absender zuzustellen, erweies sich schon am nächsten Morgen. Da geschah es nämlich, daß mich Frau von der Pöze zu sich besaß und mit salbungsvollen Worten eröffnete, Herr Heyd besaße die bodenlose Frechheit, ihre Tochter Dia mit unbedeutenden Briefen zu versorgen und sie zu Stellbild ins aufzufordern. Sie ersuchte mich, ihm in ihrem Auftrag den Standpunkt klarzumachen und dafür zu sorgen, daß auch die Baroness sich derartige Zudringlichkeiten von ihm verbitte.

Ob es sich um das Schreiben vom letzten Abend oder um ein früheres handelte, war mir nicht klar. Offenbar aber wurde die Stelle am Partor schon längere Zeit beobachtet und von einem Rundwäcker regelmäßig auf die dort liegenden Briefe unterst.

Mein Verdacht richtete sich wohl nicht mit Unrecht auf Mademosselle Thouray und erhielt Nahrung durch einen neuen Skandal. Wenige Tage später produzierte die Thouray der Baronin in meiner Gegenwart ein gleichfalls unter den Wurzeln der Erde, angeblich durch Zufall entdecktes Schreiben, das merkwürdigerweise an sie selbst gerichtet war. In verstellter Handschrift äußerte es nichts weiter als einen sentimentalischen Klageschrei:

„Angebetene Laurence! Wie lange wollen Sie mich noch martern? Wann endlich werden Sie meiner Sehnsucht das Urteil sprechen und Gnade walten lassen?“

Für mich hand sofort fest, daß Robert Heyd niemals so alberne Phrasen von sich geben konnte, am wenigsten für Frau Thouray. Diese Meinung sprach ich denn auch unumwunden aus.

„Allo wer denn sonst?“ fragte Mademosselle, die Hände impertinent in die Hüften stemmend. „Am Ende gar Sie, Monsieur Larsen?“

Ich nahm mir nicht die Mühe, ihr zu antworten, obgleich es mir auf der Zunge lag, daß es eine plumpe Intrigue sei, von niemand anderem eingeschaltet als von ihr selbst.

Schlug sie doch jetzt Pflegen mit einer Klappe: sie machte uns weis, daß sie Herrn Heyd noch immer begehrenswert erselene. Dabel entblöde er sich nicht, Baroness Dia von der Pöze den Schimpf anzutun, daß er es mit zwei jungen Damen zugleich halte, mit ihr und — wela ein empfindlicher Madelisch für die Baronin — mit deren Gesellschafterin!

Auf die Baronin übte ihre Niederträchtigkeit denn auch die gewünschte Wirkung. Mit gefährlich funkelnden Augen faudte sie:

„Man wird dem Schurken das Handwerk zu legen wissen. Ich nehme Rücksprache mit meinem Sohn Christoph. Mag daraus entsehen, was da will!“

VII. Für kurze Zeit trat nunmehr die Verständigung zwischen den beiden voneinander unelig irregulierten Menschen zwar nie offen zutage, war aber von jedem scharfen Beobachter nachzuweisen. Ich hatte den Eindruck, daß jetzt Robert Heyd der eifriger werdende Teil sei und Dia seine Huldigungen nur noch wie einen ihr gesandeten Tribut entgegennahm. Sie hatte das Ziel, diesen Mann den Klauen der Thouray zu entreißen und ihn ihrem eigenen Willen zu unterwerfen, offensichtlich erreicht. Die Schwärmerel ließ nach. Allen noch glühte sie vor Verlangen, ihn unlosbar zu versteinern, und das gärende Blut ihrer Entwicklungsjahre trug dazu bei, um und wohl auch ihr selbst Spuren ewiglicher Verliebtheit vorzutäuschen.

Selbst schien sie wenigstens hin und wieder zu beantworten und lächelte nicht in scharf absehendem Sinne. Auch mochte sie ihm Nachsicht zumachen lassen, wann und wo er ihr allein oder in Begleitung der Thouray begegnen könne. Denn es fiel als wunderbar und bald als peinlich auf, daß die Spatzergängen und Ausfahrten, in den Geschäften der Stadt, einmal in dem Konzert eines gästernden Altsolons, dann wieder an einer Ausstellung landwirtschaftlicher Geräte, zu deren Besuch Dia ihre Brüder mit Mühe überreden mußte, regelmäßig Robert Heyd aufsuchte. In Gesellschaft sah man ihn niemals mehr. Bisweilen hörte ich, daß die Heyds irgendwo eingeladen gewesen seien, alle Einladungen aber abzukschlagen pflegten.

Die Wiese besuchte Frau Heyd mit den Anaben nicht mehr in Zerled, sondern in Ronaring. Robert hielt sich der Kirche wieder völlig fern; nur einmal erfuhr er noch unversehens zu Maria Ristmeh in unserem Gokesshaus, nahm auf dem für ihn reservierten Stuhl abseits Platz, dergelast, daß er der Familie von der Pöze gerade gegenüber saß. Die Baronin erüllerte sich halbblau über die Taktlosigkeit, die in ihrer Andacht zu fören, wobei Mademosselle hämisch bei imnte. Allerdings konnte man Robert zum Vorwurf machen, daß er oft, wenn auch vielleicht nur unwillkürlich, den Blick auf Dia richtete, einen ersten, vornehmen, aber nichtsdestoweniger irgendwie herausfordernden Blick. Dia ihrerseits sah sie durch keineswegs beglückt. Auch sie legte ihre Augen keinen Zuweg an und bewegte sogar ein paar mal das Geheiß mit dem darauffolgenden Spitzentüchlein in einer Weise, daß es ausah, als ob sie ihrem Freund ein Zeichen geben wolle. Wohl möglich, daß auch anderen Klagesängern dies auffiel und als Skandalös empfunden wurde.

Noch hatten sich die Gemüter von Zerled und Niederrörm über das freche Auftrumpfen verbotener Intimität nicht beruhigt, als eine neue Woge jülicher Entrüstung über Schloß und Stadt hereinbrach. Sie nahm ihren Ausgang von einem Freizeurladen, in dem sich die Honorarrenten der Bart fieren und die Damen alle acht Wochen stamponierten ließen. Dort hatte auch Robert Heyd die Dienste des regellosen Haarfriseurs kürzlich in Anspruch genommen. Er war mit ihm allein im Laden gewesen und sollte sich darin ausgesprochen haben, daß er ein großer Verehrer junger Mädchenschönheit sei und eben jetzt den Vorzug genieße, von zwei der hübschsten und prächtigsten gleichzeitig verwendet zu werden. Sie hätten ihm alle, so berichtigte der Freizeur anzüglich grinsend einem seiner Kunden, dem Herrn Notar Sammannem, so gründlich zugesetzt, daß sich eine Gläse bei ihm zu entwickeln beginne.

Als ich von dieser Neuherung, die durch alle Ränale des städtischen Klageschreies flüchtete, auf dem Wege über den zünftigen

Beide Seiten sind mit einer Reihe von kleinen, unleserlichen Textblöcken besetzt, die wahrscheinlich als Druckfehler oder als Reste von anderen Texten zu verstehen sind.



alten Amtsräthler und den aufstrebend empfindlichen Direktor Remnitz erhielt, sagte ich diesem, daß Herr Seyd, so wie ich ihn kannte, unmöglich über solch ein Thema sich mit dem Feind unterhalten haben könne. Dieser bössartige Schwärmer möge sich auf eine Verleumdungslüge gefaßt machen. Wie Aberich der Baronin in einem hübsch fühlen, von ihr unbeantwortet gelassenen Brief erklärte, war die Nichterträglichkeit in der Weise zum Ausdruck gekommen, daß der Feind in seiner Reue durchaus etwas über den interessanten Fall zu erfahren, ihn mit allgemeinen Andeutungen belästigt und eine ungewöhnliche Abwehr erhalten habe. Seyds energische Aufforderung, beim Saarschießen seine albernsten und imperinenten Romerationsversuche und auch das unnütze Anpreisen von Glanzmützen zu unterlassen, hatte den rührigen Geschäftsmann sehr erbittert und zu einem Nachsehungsbewegen. Von mir zur Rede gestellt, blieb er ruhig bei seiner Behauptung. Aberich verzichtete natürlich auf einen Prozeß, der ja die Sache noch schlimmer gemacht hätte, und beschloß nur, sich von einem Feind niemals mehr unter vier Augen behandeln zu lassen.

Die Baronin, von Lante Dorette offiziell über den Standal unterrichtet, betraf ihre Ehre, da und auch Mademoiselle Thouray zu einer geheimen Sitzung zusammen, über deren Inhalt erst die späteren Ereignisse Vermuthungen zuließen.

Doch zeigte sich jetzt, daß das Alles Nagensticheln Realien hatten, die sie, wenn es darauf ankam, auch gegen ihren Freund ausstreifen konnte. Nicht, als ob sie ihn ohne weiteres hätte lassen laßen. Nein, der Familie gegenüber verteidigte sie ihn nach wie vor in lässlichem Trost und betonte immer wieder, daß sie jeden für einen erbsüchtigen Narren halte, der sein Urteil über Aberich Seyd aus einem Prüfungsarbeiten beziehe. Eine Jofe, die sie bei einem Zwangsprozeß mit dem Rechtsanwalt über diesen Gegenstand ertrappe, bekam ihre Worte zu spüren und wurde, übrigens im Einverständnis mit der Baronin, sofort aus dem Hause gejagt.

Wir aber glaubte sie versichern zu müssen, daß Herr Seyd als Persönlichkeit sie nicht im mindesten interessiere, daß sie vielmehr immer nur die Aufgabe verfolgt habe, einen irrenden Menschen auf die rechte Bahn zu weisen. Wenn sich daraus Unzutraglichkeiten ergäben, müsse sie zu ihren Bedauern davon absehen; denn meistens dürfe es zu einem Vergernis führen.

„Wem er nun aber an dem Vergernis nicht die mindeste Schuld trägt?“ fragte ich, ohne zu bedenken, daß ich selbst ja die Lösung des gefährlichen Verhältnisses wünschte.

„Was, dann ist er das unschuldigste Opfer. Ich kann ihm nicht helfen. Nur soll er sich nicht einbilden, daß er irgendwelchen Anspruch auf mich hat.“

„So war es unrecht von Ihnen, ihm Hoffnungen zu machen.“

„Auf was denn? Etwas auf meine Zuneigung? Die war durchaus nicht irdischer Natur.“

„Wirklich nicht?“ dachte ich mir, sprach es aber lieber doch nicht aus.

„Er soll dankbar sein, daß ich ihn zu einem inneren, aufrichtigen Erlebnis verholfen habe, und nun meinethalben zurückkehren zu seiner alltäglichen Frau.“

„Vielleicht hatte der Familienrat auch „die große Partei“ zur Sprache gebracht und als Röder benutzt. Wenigstens bestritt die nicht länger, daß eine solche, wenn sie wirklich „groß“ sei, ihren Wünschen entgegenkäme.“

„Gern werde ich jede Gelegenheit wahrzunehmen, die auch von meiner Gegenwart befreit. An einer Sitzung liegt mir nichts, wohl aber an einem Besuche des Arentshausen.“

Und sie grüßte aus freien Stücken, mit welchen Kenntnissen annehmbarer Bewerber heranzuziehen seien. Für Daniel Camberg, meinte ich, könne ich am leichtesten und tatkräftigsten dabei behilflich sein.

Also war nun die reinliche Scheidung der Familien vollzogen? Brauchte ich nicht mehr zu fürchten, daß das unsichere Annehmungen Aberich Seyd zu unbesonnenen Schritten verleiten und der beleidigte Stolz der Lühse in lobernder Fülle ausbrechen würde? War alles beizugehen, Aberich nach einer leichten Beirung seiner Familie zurückzugeben, da mit normalen Heiratsplänen beschäftigte, ihre

Mutter befähigt und mit dem Gang der Dinge ausgeführt? Kalt fühlte ich mich geneigt, daran zu glauben; denn die Wellen des häßlichen Schiffs verdrängen, im Schloß zog wieder die totenähnliche Stille und grümelte Indifferenz ein. Das Ehepaar Seyd hatte die Villa abgeschlossen und war, wie ich vom Mädchen erfuhr, zum Besuch von Verwandten nach Berlin gefahren.

(Fortsetzung folgt.)

## Drei Rosen.

Stimme von  
Karl Siegfried Hähig.

(Nachdruck verboten.)

Mosendust überall — warmer, harter Mosendust, der in schweren Wellen die Sommerluft durchflutet und sich in Körper und Seele ergießt wie ein hartnäckiger, feuriger Trank — verwirrend und berauschend. Und wer ihn schmeckt, dem wird es wohl, so eigen wie im Herzen. Sehnsuchtskrank spannt seine Seele ihre Sehnen, dahinschwebend über all das sommerliche Land, über all die Berge; und auch über die Stunden, die Tage und Jahre, weit hinaus ins Unerlöste, Ewigte.

Am Hause raut sich die Metterrose, schwer neigt sie im Garten der Stod mit den weitgehenden Blüten. Und beim Nachbar drüben, hinter dem grünen Baum, schimmert es in zaghaftem, leuchtendem Blau.

Was ist aber alles das gegen die flammende Pracht jener glühenden Rubinen, die dort neben der Laube aus dem dunklen Gewand des wilden Weines herausleuchten, die von Glanz und Duft brennen, und in denen es klingt wie ein tiefes, zitterndes Orgelton. Denn die Blüten wissen schon, wo der Rest am härtesten, wo der Duft am berauschendsten ist; und in seliger Trunkenheit schweben sie um die rotbrennenden Blüten.

Das war in des Schreiners Garten. Mosendust und der tiefe, summende Orgelton in der sommerlichen Luft — sonst Schweigen, eine fast drückende Stille.

Weder Hobel noch Säge Klang aus dem offenen Fenster der Werkstatt, der Meister Hauzer war ausgegangen und hatte auch die Gesellen heimgeschickt. In seinem neuen schwarzen Rocke hatte er das Haus verlassen, und verwunderte Blicke waren ihm nachgeschickt? Warum im Neuen? Hatte er nicht sonst immer den Alten angelegt? wenn er zur Leiche ging. — Aber der Meister war ein sonderlicher Mann. Er hatte halt keine Frau, die auf ihn achtete, und so ließ er seinen Schenken freien Lauf. Das er überhaupt noch nebenbei den Peitschenträger machte. Nun ja, er betrachtete es eben als ein gutes Werk der christlichen Barmherzigkeit. Aber nötig hätte er es nicht gehabt, der Meister, der das zur Geschäft besaß und das hässliche Haus mit dem schönen Garten.

Dort, wo sich die Sandstraße nach dem unteren Teile des Dorfes zog, stand er mit noch fünf anderen Männern in schwarzen Röcken an dem Hause der Wäfers. Neben seine breiten, starken Arbeitshände hatte er schwarze, baumwollene Handschuhe gezogen, und in der linken hielt er eine von seinen Wäferschrauben, eine von den rotglühenden, brennenden Rubinen. Wie in Betragenheit drehte er sie an dem dazwischen Stiele hin und her.

Seine grauen Augen wanderten auf und ab. Bald schmeisten sie die Straße hinauf nach dem Garten, in dem ein herrlich rubinroter Wein drangte, bald schweiften sie zurück zu dem Hause der Wäfers, an dem er eben stand. Dann haften sie an dem herabgehängenen Mollaren der Wäferschen Spegereihandlung. Ein tiefes Hing daran, sanfter geschrieben, aber ein wenig schief geklebt? Wegen Leid heute geschlossen.

Was dem Hause Klang eine männliche, feste Stimme: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn starben.“ — Das war der Herrere. Und dazwischen ein leises Weinen, ein Schluchzen, denn man es anhöre, daß es gewaltsam zurückgedrängt wurde.

Meister Hauzer fragte ein wenig und nicht nur nachdenklich mit seinem breiten, großen Kopfe.

„Was meinst du, Hauzer?“ sagte einer der anderen schwarzen Männer.

Da fuhr er wie aus einem Traume auf: „Was —“

„Ich hab' nichts gesagt.“ — und trümmte weiter. Nein, er hatte wirklich nichts gesagt, kein Wort. Aber das kleine Entsetzen, das hatte es doch verraten, daß in

seiner Brust etwas sprach, etwas, dem er lauschte. Der schwere, süße Mosendust war es, der durchflutete nicht nur die warme Sommerluft, der durchwogte auch das Herz des Mannes, der einsam dort stand in seinen neuen schwarzen Rocke vor dem geschlossenen Fenster der Wäferschen Spegereihandlung. Und Martin Hauzer hob seine Rinde mit dem häßlichen Baumwollhandschuh in die Höhe und sog den Duft der Rose ein.

Vor achtzehn Jahren, da hatte es auch so geduft — an einem Linden, weichen Sommerabend. Damals, als er dort in seiner Laube gesessen, auch eine solche Rose in der Hand; sie war da wohl auch noch nicht so plump und so naß gewesen vom vielen Hobeln, Sägen, Hämmern. Nein, nein, damals war er ein schmucker Bursch mit schärferen, gekühlten Fingern. Denn wie hätte er sonst behend die Rose dem Margrettl an ihre Busentischlein stecken können, obwohl doch seine Hand dabei zitterte. Nein, an seinen Händen war damals kein Tadel, wenn sie gegen die Fingerringen vom Margrettl auch — aber das ist ja das eben ein Mädel.

Wenn er nur mit der Rede besser Bescheid gewußt hätte, wer weiß, ob's da nicht anders gekommen wäre. Aber wie kann einer auch Bescheid reden, wenn's ihm gar so dumm durch den Schädel geht?

„Gefällt dir die Rose, Margrettl?“

„Gut freilich, warum nicht?“

„Wächst ein'n ganzen Stod davon haben?“

„Wohl, wenn i'n kriegt.“

„Ich möcht' dir den da wohl schenken, aber weicht' was Verschlagen, das vertragen wir nicht, und da —“

„Da kann i'n halt nicht haben —“

„Doch, Margrettl, doch! Nur — nur möcht' i dir den Garten dazu schenken —“

„Postan' end!“

„Und weil doch im Garten das Haus steht —“

„Schenkt du mir das Haus auch?“

„Ach, wie sie lacht, so hell, so lustig — damals —“

„Und weil i'm Haus doch wohnt, Margrettl, nimmst mich grad mit dazu.“

Das war doch nun gewiß Bescheid genug geredet. Aber da war das Mädel still geworden und hatte vor sich nieder gesessen, und aus den Augen bohrten ihr ein paar Tropfen aus's Bruststück gefallen. Da war's nun aus gewesen mit seiner Bredelnerei — wie beschlagen aus ganze Mundwerk. Rahm er halt wieder keine Lust auf den Händen. Die hatten schließlich die Sache angefangen mit der Rose — mochten sie's auch nur zu Ende bringen. Also schaute er mit seiner rechten Margrettl's Hand und stieg mit der Linken darüber — ließ und sagt.

Aber da hatte sie die ihre weggezogen, ganz höflich und schnell. Was sollte er da nun tun? Da mußte er doch etwas sagen. Natürlich — aber was nur gleich? In einem Nuße hatte er einmal etwas gelesen, daß ein Mann seine Frau „auf den Hüften getragen“ hätte. Das fiel ihm gerade ein. Aber das dünkte ihm doch zu dumm, die Redensart. „Auf den Hüften“ — als ob eine Frau ein Wäferschen wäre oder ein Schöpfhund. Aber „tragen“ — all ihre Last auf sich nehmen — ja, das war gut, das konnte er sagen.

„Margrettl — ich möcht' — ich möcht' dich mein ganzes Leben lang auf meinen Schultern tragen.“

Ja, so hatte er gesagt; — „auf meinen Schultern tragen.“ Und das war dumm gewesen — furchtbar dumm —

Denn da hatte das Mädel wieder zu lachen angefangen, hell und laut: „Nein, Hauzer Martin, jezt schweig — aber still — so 's ganze Leben lang Hundepack reiten — das mag i auch nit.“

Dann freilich — als sie kein betrübtes Gesicht gesehen, da hatte sie viele ernste, gute Worte zu ihm gesprochen. Tränen sollte sie ihn — und später das mehr und mehr.

Also war er gegangen. Und hatte gearbeitet. Tag für Tag mit Hobel und Säge und Hammer. Daraus hatte er nun die plumpen, rauhen, schweißigen Hände.

Und wenn es eine Leiche im Dorf gab, da hatte er mit tragen geholfen. — Warum auch nicht. Es war ja ein frommes, christliches Werk.

Und dann, ein Jahr später — da war der Jakob Bauer zu ihm gekommen und hatte eine Menge Sachen bei ihm bestellt: Eine große Bettstatt, Tischle und Stühle, Kommoden und Kästen, und alles aufs beste und schönste.

„Postaufend, Bauer Jakob — willst' etwa gar heiraten?“

„Ja, — und warum nit?“

„Und wozu?“

Wie war der Hammer so schwer, wie ferlschte die Säge so wech und schmerzlich; und was für ein jähle der Hobel, als er an die Arbeit ging. Aber er hatte das Wertzeug mit seinen großen Händen und schaffte und schaffte. Was sein, daß davon besonders seine Hände so naß und mochtig wurden.

Und als des Jakob Bauers junge Frau den neuen Kasten öffnete, da lag in der Schublade wie ein leuchtender Rubin eine herrlich glühende Rose.

Und nun war Jakob Bauer wieder zu ihm gekommen mit einer Bestellung. Aber nicht mit so großem Geschäft wie damals, als er die Bettstatt machen ließ und die Kästen und alle die schönen Sachen. Nein — kaum beachtenswert und alle das Wort vor hartem, schwerem Schlußzeug — und es war doch nur ein einfaches Wort gewesen: Herrgott, wie war das nun schwer! Wie konnte der Bauer Martin nun eine arbeitsche Arbeit liefern, wenn er nicht richtig sehen konnte, wenn es ihm so sehr weh tat, so leicht in die Augen Rieg. Er konnte so gar nicht die Straße und die Häuser auf dem Winkelweg erkennen. Aber es mußte sein, und so nahm er sich zusammen, schalt einmal fest den Behrunden aus, und dann ging es wieder, wenn auch dann und wann ein Tropfen aus seinen Augen herabfiel und die neue Bettstatt zu verderben drohte.

Und nun war die Arbeit fertig, die letzte für das Margrettl.

Der Herrere hatte geendet. Die Leibtragenden kamen aus dem Hause und die Träger gingen hinein; als erster der Martin Hauzer.

Reich ehe die anderen nachkamen, drängte er sich durch die Menge, die sich an der Tür haute, und stand allein vor dem Erge.

„Gut Nacht, Margrettl — gut Nacht!“

Die rubinrote, glühende Rose legte er ihr auf die Brust und faltete die schweren, harten Arbeitshände zu einem stillen Katerstern.

Die anderen kamen und legten den Deckel über das stille Antlitz. Aber die gestalteten wäferschen Hände und alle die lebensfähigen, duftende Rose.

Und dann trug Martin Hauzer das Margrettl auf seinen Schultern — wie er es einmahl gesagt — auf seinen Schultern —

## Der Nobelpreissträger Karl Spitteler.

Wie bereits gemeldet, hat die als Jury für die Verteilung des Nobelpreises eingesetzte Anstalt Stockholm den im Vorjahr nicht vergebenen Preis für Literatur dem Schweizerischen Dichter Karl Spitteler zuerkannt, während der diesjährige Preis dem Norweger Knut Hamsun zugesallen ist.

Der größte Schweizerische Dichter der Gegenwart, der als unbestrittener Erbe Gottfried Keller's von rechts und links wegen den begründeten Anspruch auf die Ehre hat, hatte sich, wie einmütlich, im ersten Kriegsjahr, zu einem vielerörterten Ausfall gegen das deutsche Volk in einer Rede verlesen lassen, die unter dem Titel „Unser Schweizer Standpunkt“ auch als Sonderabdruck erschienen ist. Spitteler hat es wohl nachträglich für angeeignet gehalten, etwas Wasser in den Wein zu geben, den Geist der Neutralität so arg verletzenden Angriffs zu geben, indem er erklärte, daß er kein Feind des deutschen Volkes sei, sondern daß er sich in seiner Rede nur gegen den deutsch-nationalistischen Standpunkt habe, dem nach seiner Meinung, die Klauen hätten geküßt werden müssen.“

Trotz dieser Einschränkung bleibt seine Stellungnahme eine Kränkung, die es beauerlich erscheinen läßt, daß der Weltbürger auf das Gebiet der Politik sich verirrte und damit vom Posten zum Posten begraben hat.

Die Einschätzung von Karl Spitteler's höchstem Wert kann diese in erregter Stunde gegebene Entgegnung indessen nicht beeinträchtigen. Wenn Spitteler was Deutschen noch so bitter Unrecht getan hat, sein „Olympischer Frühling“, seine Gedichte, seine „Kindheitserinnerungen“ sind nicht nur in deutscher Sprache geschrieben, sie sind auch ihrem Empfindungsleben noch deutsch. Und deshalb hat auch Deutschland be-